

Prof. Dr. Rolf Schieder, Theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin

3. Sonntag nach Epiphania, 23. Januar 2022, 18 Uhr

Predigt über Matthäus 8, 5-13

⁵Als aber Jesus nach Kapernaum hineinging, trat ein Hauptmann zu ihm; der bat ihn ⁶und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause und ist gelähmt und leidet große Qualen. ⁷Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. ⁸Der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach gehst, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. (...)

¹³Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh hin; dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und sein Knecht wurde gesund zu derselben Stunde.

Gnade sei mit Euch und Friede, von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

hätte es damals schon Zeitungen gegeben, dann wäre in einer vielleicht die folgende Schlagzeile zu lesen gewesen: „Diversitätssensiblen Alternativmediziner gelingt spektakuläre Fernheilung!“ Wohlwollend hätte es vielleicht weiter geheißen, dass die Heilung an einem leidenden Mitmenschen ohne Ansehen der Person über alle politischen und religiösen Grenzen hinweg höchst lobenswert sei. Jesus wäre gewissermaßen als ein Vorreiter der „Ärzte ohne Grenzen“ dargestellt worden. Eine andere hätte aber vielleicht folgendes geschrieben: „Erfolgreicher Heiler kollaboriert mit den Besatzern und zieht den Zorn der Bevölkerung auf sich.“ Diese Zeitung hätte vielleicht noch Klage geführt, dass Jesus sich ausschließlich um Außenseiter kümmere und das Volk selbst sträflich vernachlässige. In beiden Fällen wären aber die therapeutischen Qualitäten Jesu nicht in Frage gestellt worden.

Nach heutigem Stand der neutestamentlichen Forschung scheint tatsächlich Jesu Popularität ganz wesentlich darin bestanden zu haben, dass er ein erfolgreicher Heiler war. Das Wort „Arzt“ wage ich nicht zu benutzen. Zum einen, weil die Ärzte der Neuzeit eine naturwissenschaftliche Ausbildung haben. Zum anderen aber auch, weil Ärzte sich lange Zeit als Mechaniker der Maschine Mensch verstanden haben und allen Fragen, ob das Gesundwerden nicht auch etwas mit dem Glauben an die eigene Heilung zu tun habe, mit Unverständnis begegnet sind. In anderen Kulturen und zu anderen Zeiten war das Heilen selbstverständlich ein ganzheitlicher Prozess. Das soll kein romantisches Plädoyer für esoterische Heilkünste sein und wir alle sind froh, dass die Heilkunst heute eine naturwissenschaftliche Grundlage hat. Richtig ist aber auch, dass Medikamente und Apparaturen den körperlichen Heilungsprozess nur unterstützen, gesund werden kann aber nur der ganze Mensch selbst. Der Wille dazu wächst an einer heilsamen Beziehung zu anderen Menschen.

Man muss es also nicht als lächerlichen Wunder- und Aberglauben abtun, wenn die Evangelien davon berichten, dass Jesus Heilungserfolge erzielte, die ihn populär machten – wenn uns seine Methoden im Einzelnen auch nicht mehr überzeugen. Aber auch heute gilt, dass Heilen auch ein Beziehungsgeschehen ist.

Jesu Heilerfolge war aber noch aus einem anderen Grund außergewöhnlich: er nahm keine Rücksicht auf soziale, nationale und religiöse Unterschiede. Die Syrophönizierin wurde genauso geheilt wie der Knecht des römischen Hauptmanns, die ausgestoßenen Aussätzigen genauso wie Tochter einer

kanaanäischen Frau. Was er mit seiner heilsamen Tätigkeit über alle Grenzen hinweg sagen wollte: „Das Reich Gottes ist mitten unter Euch! Ihr müsst Euch auf seine Gegenwart nur einlassen!“ Ja, es gibt politische Unterdrückung, ja, es gibt Ausbeutung, ja, es gibt Krankheit und Tod, ja, es gibt Böses, so weit das Auge reicht. Aber das Böse ist nicht wichtig, es ist nichtig. Das Böse kann nichts anderes als zu zerstören – und so wird es am Ende auch sich selbst zerstören. Es kann den Kampf gegen das Gute nicht gewinnen. Und der Glaube an die Gegenwart Gottes in allem Chaos ist bereits eine Energie, die das Gute in der Welt stark macht.

Es gibt keinen revolutionäreren Begriff als den Begriff Gott. Wer Gott sagt, der sagt, dass nichts bleiben muss wie es ist. Wie es Maria in ihrem Lobgesang so eindrücklich formuliert: „Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes. Denn er hat große Dinge an mir getan. Und seine Barmherzigkeit währt für und für. Er stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen.“ Bei ihm ist alles möglich. Mit dieser Grundüberzeugung zog Jesus durch Galiläa und Judäa, sprach sie aus – und handelte danach.

Verwundert rieben sich die Zeitgenossen Jesu angesichts von so viel Enthusiasmus die Augen, viele „entsetzten sich“, wie die Bibel ganz ehrlich berichtet. Das Reich Gottes war für Jesus keine schwindsüchtige Hoffnung auf ferne, bessere Zeiten. „Das Reich Gottes ist mitten unter Euch!“, das ist der cantus firmus seiner Verkündigung. Es ist da - hier und jetzt. Wie kommt man hinein? Indem man es für möglich hält. Indem man sich das für sich und sein Leben vorstellen kann. Mit anderen Worten: indem man daran glaubt.

Wenn Jesus zu den Geheilten sagte: „Dein Glaube hat Dir geholfen!“, dann wollte er diesen nicht dafür loben, dass er an ihm als magischen Wunderheiler glaubte. Glaube ist zuerst ein Sich-selbst-ganz-Ernst nehmen. Wer Schmerzen hat und Qualen leidet, kann gar nicht anders. Aber zugleich ist der Glaube eine Zuversicht, dass es nicht so bleiben muss, wie es ist. Glaube ist die Hoffnung, dass das Endliche endet und das Vergängliche vergeht. Ferner ist Glaube immer ein Beziehungsgeschehen. Ein Kranker geht zu einem Arzt seines Vertrauens, also zu jemandem, dem er zutraut, dass er helfen kann. Und schließlich ist Glaube auch ein Glaube an sich selbst. Heute würde man statt Glaube „agency“ sagen, zu deutsch: „Selbstwirksamkeit.“ Es ist der Glaube, dass wir nicht hilflose Opfer und willenlose Objekte sind, sondern Subjekte, die durchaus auf ihr Schicksal ein-wirken können, also die Wirklichkeit mitgestalten können.

Die Schwester des Glaubens ist die Verzweiflung. Niemand kann vorhersagen, wann in einer Krise aus der Verzweiflung der Glaube erwächst – und wann der Glaube schwindet und die Verzweiflung sich breit macht. Der Glaube ist kein Schatz, den man besitzt. Er ist unverfügbar. Ob man eher glaubt oder eher verzweifelt ist, kann man nicht völlig kontrollieren. Aber man kann sich durchaus darin üben, für den Glauben offen zu sein – wenigstens genauso offen wie für die Verzweiflung.

Jetzt ist der Moment gekommen, an dem ich gestehen muss, dass ich zu Beginn nicht den ganzen Predigttext vorgelesen habe. Es gibt noch einen Redeteil, einen längeren Einschub in die Heilungsgeschichte. Dort heißt es:

¹⁰„Als das Jesus hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm nachfolgten: Wahrlich, ich sage euch: Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden! ¹¹Aber ich sage euch: Viele werden kommen von Osten und von Westen und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch sitzen; ¹²aber die Kinder des Reichs werden hinausgestoßen in die äußerste Finsternis, da wird sein Heulen und Zähneklappern.“

Das ist die düstere und verstörende Seite unseres Predigttextes. Je länger man darüber nachdenkt, umso weniger kann man glauben, dass Jesus so gesprochen hat.

Es beginnt schon damit, dass Jesus dem Hauptmann ein vergiftetes Lob macht: „Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden!“ Das Lob ist deshalb toxisch, weil es nicht nur einen lobt, sondern andere zugleich herabsetzt. Mir war es selbst in der Schule immer unangenehm, wenn ich gelobt und zugleich anderen als Vorbild empfohlen wurde. Ich konnte mich über das Lob nicht freuen, hatte Mitgefühl mit meinen Kameraden und ärgerte mich über das Ungeschick des Pädagogen. In unserem Text ist es aber noch viel schlimmer: da wird ganz Israel herabgesetzt. Keiner, nicht einer in diesem Volk, sei so fromm wie dieser römische Hauptmann! Das grenzt an Volksverhetzung.

Wie sehr muss der, der Jesus diese Worte in den Mund gelegt hat, das Volk Israel verachtet haben! Die schöne Vision des Propheten Jesaja von einer Wallfahrt aller Völker nach Jerusalem zum Zionsberg, wo sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln umschmieden und ein Reich ewigen Friedens errichten, diese hoffnungsvolle Utopie wird vom Erzähler in ein finsternes Untergangsszenario verwandelt. Fremde sitzen nun mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch – während deren Kinder in die äußerste Finsternis hinausgestoßen wurden, wo sie heulen und mit den Zähnen klappern. Welches Vergnügen sollten die Urväter daran haben, mit wildfremden Menschen zu feiern, während andernorts ihre eigenen Kinder vernichtet werden? Was für eine absurde Vorstellung! Wie anders klingt doch die Originalstelle beim Propheten Jesaja. Dort heißt es im 43. Kapitel: „Ich will vom Osten deine Kinder bringen und dich von Westen her sammeln, ich will sagen zum Norden: Gib her! Und zum Süden: Haltet nicht zurück! Bringt her meine Söhne von ferne und meine Töchter vom Ende der Erde, alle, die mit meinem Namen genannt sind und alle, die ich zu meiner Ehre geschaffen und zubereitet und gemacht habe.“ Wenn Jesu Universalismus einer alttestamentlichen Begründung bedurft hätte, hier wäre sie.

Und dann soll Jesus diese tröstliche Botschaft in eine Dystopie für sein eigenes Volk verkehrt haben? Das erscheint mir unvorstellbar! Aber genauso haben sich Christen durch die Jahrtausende das Schicksal des jüdischen Volkes ausgemalt: die Christen seien die legitimen Erben der jüdischen Verheißung – und säßen deshalb ganz zurecht mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch, während die verstockten und störrischen Juden halt leider draußen bleiben müssten. Das war zunächst kein rassistischer Antisemitismus, sondern ein religiöser Antijudaismus – aber was machte das für die Verfolgten schon für einen Unterschied?

Wir können solche Bibeltex te nicht mehr ohne ihre Wirkungsgeschichte lesen. Der Antijudaismus, der die Christentumsgeschichte Jahrtausende lang verdunkelte, nahm seinen Anfang in Bibelversen wie diesen. Sie wurden als Handlungsanweisung gelesen. Im frühen Mittelalter kamen sie tatsächlich vom Osten und vom Westen nach Jerusalem – erst die Muslime und in den Kreuzzügen dann die Christen. Sie errichteten dort aber kein Friedensreich, sondern richteten ein Blutbad an.

Wie kommen wir über diese Wirkungsgeschichte hinaus? Als einer der ersten hat Gotthold Ephraim Lessing in seinem Drama „Nathan der Weise“ einen Vorschlag gemacht. In der Person Nathans hatte Lessing seinem Freund Moses Mendelsohn ein literarisches Denkmal errichtet. Das Drama spielt in Jerusalem zur Kreuzzugszeit. Mit der Ringparabel wollte Nathan die sich bekriegenden Religionsparteien befrieden. Lässt sich zwischen Lessings Ringparabel und Jesu Art zu heilen eine Brücke bauen? Gibt es ein gemeinsames Anliegen, das uns hilft, über unsere dunkle Vergangenheit hinauszukommen und uns vom Evangelium bescheinen zu lassen?

Ein Vater, so Lessing, besaß einen Ring, der die Eigenschaft hatte, „vor Gott und Menschen angenehm zu machen“ und Lessing fügte ausdrücklich hinzu: „wer in dieser Zuversicht ihn trug“. Der Vater hatte drei Söhne. Ihnen allen wünschte er von Herzen, dass auch sie vor Gott und Menschen ein angenehmes Erscheinungsbild abgäben. Und so ließ er neben dem einen Ring zwei weitere Ringe anfertigen, gab

jedem einen Ring und seinen Segen und starb. Die erhoffte Wirkung blieb aber aus. Es kam zum Streit über die Frage, wer denn nun den ursprünglichen Ring erhalten habe und wer die Imitationen. Ein Richter gab den weisen Rat, dass doch einfach jeder seinen Ring mit von Vorteilen freier Liebe tragen solle, ferner mit Sanftmut, herzlicher Verträglichkeit, Wohltun und innigster Ergebenheit in Gott. Dann würde sich die die Kraft des Ringes schon erweisen. Lessings Idee hinter der Ringparabel war also folgende: Keiner der Ringe besaß magischen Fähigkeiten. Auch der Originalring erwies seine Kraft vor Gott und Menschen angenehm zu machen ja nur dem, der „in dieser Zuversicht ihn trug.“ Mit anderen Worten: es kommt auf die Äußerlichkeiten gar nicht an. Jesu Verkündigung und das, was Nathan den streitenden Parteien empfahl kommen darin überein, dass es auf den Glauben ankommt. Den Glauben als einer Zuversicht, dass Gott alle Dinge zum Guten kehren kann. Die Heilungsgeschichten Jesu enden in der Regel mit der Feststellung Jesu: „Dein Glaube hat Dir geholfen!“ Es sind nicht magische Handlung, die heilen, sondern der Glaube. In unserem Predigttext heißt es fast lakonisch: „Geh' hin; dir geschehe wie du geglaubt hast.“ Das heißt nun nicht, dass alles, was wir uns wünschen und woran wir inbrünstig glauben, auch tatsächlich eintritt. Aber die negative Variante dieses Satz kann durchaus Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben: Ohne dass man daran glaubt, wird man nicht gesund und nicht heil. Ohne dass man daran glaubt, wird es auch keine Versöhnung und keine Verständigung zwischen den Völkern und Religionen geben.

Dieser Glaube ist nicht das Gegenteil von Wissen. Niemand kann glauben ohne zugleich zu denken. Der Glaube ist die Gewissheit, dass das Gute dem Bösen überlegen ist, die Liebe dem Hass, die Gerechtigkeit der Ungerechtigkeit, das Universelle dem Partikularen. Dieser Glaube ist die Energie, die nicht nur uns, sondern des gesamten Kosmos am Leben erhält. Und diese Einsicht ist so schlicht und einfach, dass man sich alle Rachegelüste gegenüber den vermeintlich Bösen sparen kann. Das Gute wird nicht besser dadurch, dass wir andere Menschen entwürdigen, ihnen Leid zufügen oder der Verachtung preisgeben. Das Gute kann für sich allein bestehen. Wer das spürt und lebt, der hat Anteil am Reich Gottes. Davon war Jesus fest überzeugt. Insofern war er nicht nur ein Heiler leiblicher Gebrechen – er ist auch heilsam für unsere Seelen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.